

# Franfurter Allgemeine Archiv

FAZ.NET, 06.11.2018

Ökotourismus in Costa Rica

## Die Nasenbären sind hier die Chefs

Von Elsemarie Maletzke

In der Dämmerung beginnt es unter dem Blätterdach zu klickern und zu trillern - doch sind das keine Vögel, sondern Frösche. Rote, braune, wachsgelbe Frösche, die meisten sind nur etwas größer als ein Daumnagel; ein grasgrüner mit ampelroten Augen, korallenfarbenen Füßen, lila Bauch und schmucken blauen Seitenstreifen; ein anderer, unter dessen Haut man das Herz schlagen sehen könnte, wenn er nicht so winzig wäre. "Glasfrosch, auch ghost genannt, wissenschaftlicher Name *Rana trasparente*", erklärt Juan, der uns auf der abendlichen Froschwanderung durch den tropfenden Wald vorausgeht. Wenn er über Amphibien spricht, nimmt der junge Mann den salbenden Akzent eines amerikanischen Fernsehpredigers an. Dreizehn Froscharten hat er in dem Waldstück gezählt, das zur La Tigra Rainforest Lodge im Nordwesten von Costa Rica gehört, in der Juan als Rezeptionist arbeitet. "Und hier, meine Freunde, seht ihr den apart gemusterten Sanduhr-Baumfrosch, *Dendropsophus ebbactus*."

In Costa Rica ist Regenzeit. Jeden Mittag quellen dunkle Wolken über den Horizont, und aus himmlischen Schleusentoren stürzen Wassersäcke, platzen, zerstieben und dreschen auf alles ein, was nicht schnell genug in Deckung springt. Jetzt Nacktfrosch sein und nicht Mensch in einem schwitzigen blauen Regencap! Oder lieber doch nicht, denn es sind auch Schlangen unterwegs, und auf dem Pfad im Kegel von Juans Taschenlampe pirscht sich eine braune Otter an ihr Opfer heran, das schon nicht mehr hüpfen kann. Rettung unmöglich und natürlich auch nicht erwünscht.

Ein netter sekundärer Regenwald

Was der Mensch im Regenwald tun kann, ist, die Natur in Ruhe zu lassen. Was er als Tourist zu ihrer Erhaltung und vielleicht zur Verbesserung der Lebensumstände der Menschen, die von und mit ihr leben, beitragen kann, soll auf dieser Reise geklärt werden - hier in den Bergen im Bosque La Tigra und später an der Pazifik-Küste, wo die Bewohner Buckelwale und Meeresschildkröten in Dienst genommen und deren Habitate für den Tourismus mehr oder weniger behutsam erschlossen haben.

Vor fünfzehn Jahren, als der Costa-Ricaner Paul Valenciano, und der deutsche Reiseveranstalter Rainer Stoll La Tigra "mitten im Nirgendwo" kauften, wuchs auf dem achteinhalb Hektar großen Gelände nur Gras. Sie ließen es mit endemischen Baumarten aufforsten, und heute liegen ein Restaurant mit Veranda und zehn aus eigenen Bäumen gezimmerte Gäste-Holzhütten unter dem Blätterdach eines "netten sekundären Regenwalds", wie Paul ihn nennt. Rund um die Lodge wurden Tümpel gestaut, Pfade durch den Dschungel gebahnt und auf einem hellen Fleck mit Blick über weite grüne Täler ein picobello Garten

angelegt, in dem Maniok, Tomaten, Ingwer, Bohnen, Lauch, Sellerie, Curcuma, Basilikum und ein Baum mit köstlichen Mandarinenlimetten wachsen. In einer offenen Küche am Rand des Gartens lernen wir am Nachmittag, Enjucados zuzubereiten, mit Käse gefüllte Maniokteigtaschen, eine costa-ricanische Leib- und Seelenspeise mit einem Dressing aus Limettensaft, Tomaten, Paprika, Zwiebeln und Koriander. Während wir zusammen mit den fixen Köchinnen Elia und Alisa hacken und schnippeln, wallt ein grauer Regenvorhang über den Horizont und hüllt die Welt in Wolken und Wasser. Donneregepolter lässt das Wellblechküchendach erschneppern.

### Ein Bergmandelbaum mit GPS

Der Wald von La Tigra wächst. Mit Unterstützung der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit wurden bisher mehr als zweitausend Bäume gestiftet und gepflanzt. Auch die Gäste können sich in diesem Sinne nützlich machen. Am nächsten Morgen pilgern wir zusammen mit Schülern der von der Lodge unterstützten La Tigra Escuela Ecológica zu einer gerodeten Maracuja-Plantage, um dort neue Schösslinge - Arbolitos - zu setzen. Dazu hat Silvio, der Gärtner, bereits Pflanzlöcher ausgehoben und einen Kanister Wasser zum Angießen auf den Hügel getragen. Die Bäumchen in den Händen der Schulkinder schwanken uns auf dem schmalen Pfad durch den nachwachsenden Wald voran, in dem Tausende von Zikaden ihr Sägewerk verrichten.

Vom oberen Rand der ehemaligen Plantage überblickt man die Wipfel des angrenzenden vierunddreißigtausend Hektar großen Urwalds, dessen Rand wir heute um fünf neue Schösslinge erweitern. Einem kleinen Bergmandelbaum, *Dipterys panamensis* aus der Familie der Hülsenfrüchtler, hängt seine Baumpatin nach dem Andrücken der Erde einen Schnuller an den untersten Zweig. Dann wird sein Standort vermessen, damit der Kleine per GPS auffindbar bleibt.

Eine Frage, Señor Quesada: Warum sieht man nicht einfach zu, wie sich die benachbarte Wildnis wieder des gerodeten Geländes bemächtigt? Wozu diese goldige, aber vielleicht einen Hauch selbstgefällige Pflanzaktion? Und was ist eigentlich gegen Maracujas einzuwenden? "Wir geben der Natur zehn Jahre Vorsprung", sagt Señor Quesada, der Manager der Lodge, ein stämmiger Mittvierziger von der unerschütterlichen Liebenswürdigkeit eines Mannes mit Mission. Bei einer Verwilderung schieße zunächst zu viel lästiges Gras auf, durch das sich die Arbolitos durchkämpfen müssten.

### Ein grünes Land zwischen Karibik und Pazifik

Die angrenzende Wildnis ist der größte private Primärwald in Costa Rica, den Schüler aus aller Welt in der Aktion "Kinder von heute retten Regenwald für die Kinder von morgen" aufgekauft haben. Er ist unzugänglich. Noch in den fünfziger Jahren war die Hälfte Costa Ricas von ursprünglichem Wald bedeckt. Inzwischen ist diese Fläche auf achtzehn Prozent geschrumpft. Der neue Bosque La Tigra soll wie ein Korridor zwei Teile des alten Waldes verbinden, damit einmal - so der Traum der Besitzer von La Tigra - ein Jaguar Costa Rica von Norden nach Süden umstandslos durchqueren kann. Und was gegen Maracuja-Plantagen spricht? Der übliche massive Einsatz von Pestiziden, mit denen die Erde vergiftet wird. Dem Schnullerbäumchen und seinen Artgenossen muss also geholfen werden.

Unter Mittelamerikas Staaten nennt sich Costa Rica Umwelt-Champion, ein überwiegend grünes Land zwischen Karibik und Pazifik, mit Wäldern und Savannen, einem aktiven Vulkan und einem schön eingebetteten Stausee in der Mitte; ein Land ohne Militär, mit stabiler Demokratie und Tradition im Ökotourismus. Nur etwas größer als Niedersachsen, steht ein Viertel seiner Fläche unter Naturschutz. Dazu kommen viele private Schutzgebiete, wie der Bosque La Tigra oder das sechzig Hektar umfassende Nosara-Reservat der Lagarta Lodge auf der Nicoya Halbinsel.

Die Gäste wohnen minimalistisch-elegant

Lagarta liegt hoch über der Küste am Ende einer langen Holperpiste. Jede Glastür, jeder Liegestuhl, jeder Platz im tropischen Garten und am Rand des Pools, auf dessen Halbrund man Arme und Kinn bettet, ist nach Westen gerichtet - auf das ehrfurchtgebietende Panorama des Pazifiks mit seinen rollenden weißen Brandungssäumen, das Brokkoligrün der fernen Wipfel und das Mündungsdelta des Nosara-Flusses, der sich milchkaffeebraun zwischen den Mangrovenwäldern zur Küste wälzt. Ganz vorn auf der Restaurantterrasse hat ein Vogelfreund sein Spektiv aufgebaut und lädt die Gäste ein, hindurchzuspähen auf drei weiße Schmuckreiher, einen am Flussufer stakenden Rosalöffler und ein tarnfarbenedes Krokodil auf einer Sandbank. Die Schatten kreisender Rabengeier huschen über die Tische.

Die Besitzer der Lodge - die Costa-Ricanerin Marta Araya und der Schweizer Martin Knecht - sind stolz auf die fünf Blätter, das höchste Tourismusprädikat für einen ökologisch geführten Betrieb. Ihre Gäste wohnen minimalistisch-elegant, von Wildnis umzingelt, doch in sicherem Abstand zu ihren eher beunruhigenden Seiten. Nur gelegentlich gefällt es einem der niedlichen Nasenbären, die sich wie die wahren Eigentümer fühlen, ein Zimmer zu inspizieren und das Gepäck zu durchsuchen.

Ohne die Schildkröten gäbe es hier nichts

Lagarta beschäftigt einen eigenen Biologen und unterstützt lokale Bildungs- und Naturschutzprojekte wie das Ostional Wildlife Refuge, das den Bewohnern des nahen Dorfes Ostional erlaubt, aus der Meeresschildkröte *Lepidochelys olivacea* Nutzen zu ziehen und ihr zugleich Schutz zu gewähren. Jedes Jahr zwischen Juli und Dezember ist der schwarze Sandstrand von Ostional Ziel der Schildkröten - Loras genannt -, die hier ihre Nistgruben schaufeln. Es sind Hunderttausende Tiere, die Millionen von pingpongballgroßen Eiern legen, um sie von der Sonne ausbrüten zu lassen. Da alle zur gleichen Zeit anlanden, unbeirrbar und einander nicht achtend zum selben Abschnitt jenseits der Flutlinie streben und beim Grubegraben die Gelege der vor ihnen Angekommenen zerstören, ist der Strand übersät von den ledrigen weißen Hüllen der zerbrochenen Eier und getränkt wie ein quadratkilometergroßes Omelette.

Die Tiere und ihre Gelege sind geschützt. Trotzdem wird gewildert, denn die Eier sind begehrt, vom Duft des Meeres und dem Ruf als Aphrodisiakum umweht. Man schlürft sie wie Austern, gießt Tomatensaft, Pfeffer und Schnaps hinterher. Ohne Schildkröteneierspeisen hätten die sechshundert Bewohner des abgelegenen Fleckens früher vermutlich nicht überlebt. Heute gäbe es ohne die Loras kein Dorfgemeinschaftshaus, keinen Fußballplatz, keine Computer in der Schule, keinen Laden, kein Restaurant

und keinen Schildkrötentourismus.

### Patrouillen halten Rabengeier fern

Am Abend schaukeln wir im Geländewagen zur Küste. Überall haben Sturzbäche Wege ausgeschwemmt und Brücken überflutet. Im Dorf glimmen nur ein paar funzelige Straßenlaternen - mit Absicht, denn Meeresschildkröten, die nachts an Land kommen, folgen dem Licht. Jennifer von Adio, der örtlichen "Gesellschaft für ganzheitliche Entwicklung", muss gelegentlich verirrte Loras aus ihrem Vorgarten wieder zum Strand expedieren; ein Zentnerjob für die schmale junge Frau. In Adio sind die eingesessenen Familien organisiert, die das exklusive Recht haben, an den ersten drei Tagen einer Ankunftswoche ein Prozent der Eier abzuschöpfen. Zwischen Dorf und Strand steht eine riesige Halle, in der sie zum Versand in große Steigen gepackt werden. Seit 1987 hat Ostional sechs Millionen Dollar Eiergeld eingenommen, das zwischen den Familien und der Kommune geteilt wird.

Im Gegenzug wachen die Bürger über die Schildkröten. Patrouillen räumen den Strand auf, halten Rabengeier, Hunde und Diebe fern. Gäste sind willkommen. Strandeintritt: sieben Dollar, kleine Gruppen, ein örtlicher Führer, nachts keine Taschenlampen, kein Blitzlicht, Ruhe bitte! Über dem grauen Meer feuert ein Wetterleuchten durch die Wolken, als Jennifers roter Lichtkegel uns am Brandungssaum entlang zu einer Nachzüglerin führt, die sich auf den Strand gehievt und mit ihrem Geschäft begonnen hat.

### Das Land ist nicht ihr Element

Aus einer schuppigen Röhre ploppen die Eier zügig in die Grube. Nichts kann sie ablenken, auch nicht das halbe Dutzend Freiwillige der Naturschutzbehörde, junge Australier, die sie schweigend umringen, vermessen, die Eier zählen - bei achtzig ist Schluss - und ihr eine Markierung in die Vorderflosse knipsen. Ein Mädchen wischt ihr mit sachter Hand ein wenig nassen Sand vom Panzer. Als die Schildkröte beginnt, die Grube zuzufegen, ziehen die jungen Leute weiter. Nun ist sie fast allein, der Sand fliegt, mit dem Bauchschild plättet sie ihn fest, dann macht sie sich auf - Richtung Ostional. Jennifer muss ihr mit der roten Lampe den Weg zurück ins Meer weisen. Das Land ist entschieden nicht ihr Element. Nach wenigen Schritten bleibt sie liegen, schnauft, der Panzer hebt und senkt sich, dann rafft sie sich wieder auf, vielleicht mit frischem Mut, denn nun spürt sie das Vibrieren der Brandung, und mit der ersten Welle, die ihr über den Panzer braust, ist sie davongeglitten, Richtung Peru.

Wir folgen ihr am nächsten Tag nach Süden zu einer weiteren tierischen Kinderstube. In die warmen flachen Küstengewässer der Coronado Bay ziehen im Sommer die Buckelwale, um sich dort zu paaren und ihre Jungen aufzuziehen, ehe die Jungen speckig genug sind, um die Reise in die Antarktis zu überstehen. Vor der weiten palmengesäumten Playa Ballena, in der sich bei Ebbe die Sturmwolken spiegeln, warten die Walbeobachtungsboote mit schnorchelndem Motor in der Brandung. Zwei, drei Stunden wird man sich im hopsenden Schiffchen festhalten, zwei, drei Blicke auf den grauen Bogen eines auftauchenden Walrückens werfen, den Flug der Fregattvögel verfolgen, die wilden Wasser gegen die felsige Küste spritzen sehen, erklärende Worte im Fahrtwind vorbeifliegen hören, einen Schnitz Wassermelone vom Bootsmann entgegennehmen und dafür sechzig Dollar gezahlt haben. Gerne erfährt man, dass es mit der

Schleppnetzfisherei vorbei ist, seit die Küste 1992 zum Ballena Marine Park erklärt wurde, dass neunundzwanzig örtliche Veranstalter hinausfahren und die Frauen einen Zusatzverdienst mit dem Verkauf von Strandtüchern erzielen, die als flatternde Staffage den Weg zur Playa säumen. Aber eigentlich hätte man auch, ein Kaltgetränk zur Seite, im Schaukelstuhl auf der Terrasse der Cusinga Lodge sitzen bleiben und von diesem Logenplatz die Bucht von Ballena mit dem Fernglas bestreichen können.

### Eine verrückte Familie lässt die Bäume wachsen

Im Jahr 1972 hatte der Vater von Geinier Guzmán das Gelände einer ehemaligen Rinderfarm gekauft. Auch hier, so erinnert sich der Sohn, wuchs nur Gras, und auf dem Abhang zum Strand verrotteten die Stümpfe abgesägter Urwaldriesen. Guzmán sieht den Küstenwald weiter schwinden. Er wird nicht nur für Viehweiden und Palmölplantagen geopfert. "Die Leute, die ein Grundstück am Berg kaufen, wollen ein Haus mit Meerblick und keinen Wald vor dem Fenster. Nur eine verrückte Familie wie unsere lässt die Bäume wieder wachsen."

Im Schatten eines siebenhundert Jahre alten Knoblauchbaums bauten die Guzmáns eine Lodge unter dem Zeichen des bunten Cusinga-Vogels - alles öko, logisch. Sechs kleine Häuser, deren Wände man wie Jalousien auf Durchzug stellen kann, verteilen sich im Grünen. Von der Terrasse auf dem Hügel überblickt man die Küste. "Typical breakfast?", fragt der Kellner und serviert unter dem Schattendach Reis mit schwarzen Bohnen, Würstchen und gebackene Bananen. "Wir überreden die Farmer, bewaldete Korridore zwischen den Plantagen stehen zu lassen, für Nasenbären, Tapire, Vögel", sagt Guzmán. Die roten Aras haben den Weg zurückgefunden, auch die Brüllaffen, die wie Nebelhörner aus dem Wald röhren. Vielleicht kommt auch irgendwann der Jaguar von Norden.

Der Rückweg zur Hauptstadt San José führt über Berge, die an die Wolken rühren, und den höchsten Pass, den dreitausenddreihundertdreißig Meter hohen Cerro de la muerte. Jenseits liegt in einer Schlucht ein kostbares Stück primärer Regenwald, durch den ein Wanderpfad führt. Hier ragen Árboles über Arbolitos, Bäume wie Felsklippen, die von Bromelien und Orchideen bedeckt sind, Riesen mit himmelhohen Wipfeln, von denen die graubärtigen Fetzen des spanischen Moos hängen, Bergzypressen, Baumfarne, ein Wasserfall, gelbe und rote Blüten. Auf einer Lichtung sprießen aus einem morschen Stamm orangefarbene Montbretien, die von glitzernden Kolibris umschwirrt werden. Weißer Dunst strömt wie Rauch über die Bergkämme. Gleich wird es regnen. Auf tausend Jahre alte Bäume.

Alle Rechte vorbehalten © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main  
Vervielfältigungs- und Nutzungsrechte für F.A.Z.-Inhalte erwerben Sie auf [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de)